

200.11.1924

Illustrierte Mochenbeilage

Kleine Geschichten

Wilhelm Hauff hat seine bekannte Parodie des Romans „Mimili“ von Clarenz, „Der Mann im Monde“, anfangs in vollen Ernst gemeint. Als er ihn dann dem Literaturhistoriker Wolfgang Menzel zur Beurteilung brachte, sagte ihm dieser: „Schämen Sie sich denn nicht, dem Berliner Hofrat nachtreten zu wollen? Können Sie nichts Besseres leisten? Lehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Clarenz'sche Kolorit noch stärker auf, lassen Sie das Werk unter seinem Namen als eine Parodie seines Romans erscheinen, und jeder wird sagen, Sie haben eine löstliche Satire auf Clarenz geschrieben.“ Und Wilhelm Hauff folgte diesem Rate und errang mit dem „Mann im Monde“ einen geradezu großartigen Erfolg, während der parodierte Clarenz natürlich wütete.

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens,“ jagte Bismarck einmal bei einem Biergespräch in Friedrichshu. „Die Leute meinen immer, das sollte heißen „gegen die Dummheit“, aber das ist falsch. Mit der Dummheit, wenn sie auf unsrer Seite steht, kämpft man vergebens. Nicht contra, sondern cum. Das gibt einen viel besseren Sinn.“ *

Der Göttinger Professor Rheyding erzählte von Bismarcks eigenartigem Fiebermittel: „Ein kaltes Fieber, das er sich auf einer Bierkreise zugezogen, machte der Göttinger Biertheitlichkeit ein rasches Ende. Der Arzt hatte ihm Chinin verordnet, er aber zog die Sendung aus der Heimat vor, welche die vorsorgliche Mutter für ihren studierenden

Sohn geschnitten hatte, es war Schlädwurst und pommersche Gänsebrust. Als am andern Morgen der Arzt bei ihm eintrat, lachte Bismarck ihn vergnügt an: „Gott sei Dank, das Fieber ist heute zum erstenmal ausgeblieben.“ — „Sehen Sie, ein vortreffliches Mittel, das Chinin.“ — „D'nein, das Chinin ist diesmal unschuldig, aber zwei Pfund Schlädwurst haben das gemacht. Ist Ihnen vielleicht etwas von der Spießgans gefällig?“ *

Im Jahre 1875, als Kaiser Wilhelm I. mit dem Könige von Sachsen und dem Großherzog von Baden von einer Jagd heimkehrte, begegnete den drei hohen Herren ein Bauer mit einem Wagen, den sie baten, mitsahnen zu dürfen, weil sie denselben Weg nach Berlin hätten. Der Bauer kannte keinen der Monarchen und gestattete ihnen die Mitfahrt, konnte aber nicht umhin, zu fragen, wer sie seien. Da antwortete der eine: „Ich bin der Großherzog von Baden!“ „Oho!“ rief der Bauer und fragte den zweiten Herrn: „Wer sind Sie denn?“ „Ich bin der König von Sachsen!“ „Das wird ja immer schöner!“ rief der Bauer. „Und Sie?“ Dabei fragte er den dritten der Hohen Herren. „Ich bin der Kaiser von Deutschland!“ versetzte dieser. „Na, da hört doch alles auf!“ entgegnete der Bauer. „Wissen denn die Herren schon, wer ich bin? Ich bin der Shah von Persien! Die Leute foppen kann ich auch.“ — Jetzt lachten die Insassen des Wagens hell auf, der Bauer aber schwieg, denn als die Herren am Schlosse anhalten ließen und ihn jedenfalls „königlich bezahlten“, erfuhr der Verdiene, daß er allein der „Fopper“ gewesen war.



Hausfrau (nur erstellen Kochin): „Aber was machen Sie denn da mit unserer kostbaren Obstsalate auf dem Herd?“
Kochin: „Gn' Frau haben doch gewünscht, daß ich heute Kartoffeln in der Schale kochen soll!“

Unsere Rätsel

Im Gebirg'

Auf steilem Eins. Limm ich zur Höh',
Bis ich vor einer Felswand steh',
Und Eins zu End'. — Die steile Wand
Gibt keinen Halt dem Fuß, der Hand.
Wie weiter, wenn der Eins verlängt,
Senkrecht vor mir der Schrägen rapt?
Doch meine Nerven und mein Will.
Eins von Zwei-Drei. — Der Berg hält still.
Mit meinem Soll und Eins-Zwei-Drei
Begegn' den Schrägen ich. — Gudhell! Dr.

Bilderrätsel



Silben-Rätsel

be-cra-de-e-e-el-em-eu-fant-gel
—go—he-hel-i-in-lac-land-le-le-
ler-li-ma-mi-mit-mu-nach-ne-ni-
nor-o-pach-ra-re-rie-sem-sol-ta-
tow-trep-vall.

Aus obigen 40 Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Goethes ergeben.

Die Worte bezeichnen: 1. Deutsche Insel, 2. Frauennamen, 3. Wagnerische Dramenfigur, 4. Berliner Vorort, 5. Vogel, 6. Verchluß, 7. Einföder, 8. Oper, 9. Straußennart, 10. Königsmöder, 11. Schlachtort in der Schwed., 12. Deutschen Meier, 13. Frauennamen, 14. Frauennamen, 15. Spanischen Titel, 16. Person der griechischen Mythologie, 17. Alte deutsche Münze.

Schönheit vergeht

Gliszend und gleisend im Sonnenlicht
Schwebt er und tanzt er von Blüte zu Blüte.
Wie ein fröhlich schillernd' Gedicht
Bringt er stets Fröhlichkeit meinem Gemüte
immer und immer, wo ich ihn sah.
Sagt er mir doch: der Sommer ist da!
Sommer vorüber. — Der Herbst im Land
Und verschwunden das bunte Gesicht!
Aber in meinem Gesichte nun sind
Ich ohne „r“ als Weib ihn wieder.
Und als meine ohn' „r“ dies sah,
Sprach sie: „Der Herbst des Lebens ist da.“

Rösselsprung

sohn	wech-	und	ilch	ste-	die
leid	glot-	ben	ta-		glück-
feind	freud			wem	ge
sei	glot-	ge-	glot-	und	jam-
nie-		schaf-		teit	welt
schen	und	ben	schaf-	ein-	gel-

Auflösungen aus voriger Nummer:

Gilbenrätsel: 1. Ologeus, 2. Apel, 3. Ente, 4. Gardinen, 5. Chopin, 6. Pervert, 7. Irakel, 8. Vante, 9. Einmi, 10. Darbin, 11. Gobletane, 12. Schaff, 13. Vibelle, 14. Elter, 15. Brinkli, 16. Gutepe, 17. Rauch = Die Schule des Lebens kennt keine Ferien.

Versteck-Rätsel: Apiente, Fäll. Rätsel: g, Dur, Auton, Galere, Gutenberg, Barbara, Kleb, Kri, g.

Mätsel: Gardine — Sardine.

Vor jähn Jahren: Tango — Tanga.

Einsch.-Rätsel:

Alpen — Tal — Sohle — Gab — Mohr — Bruch
Laud — Hand — Mat — See — Eand — Park
Kunst — Eis — Lauf — Kaiser — Turen — Haus
Dat — Schaf — Rachel — Elen — Rehr
Haus — Dach — Einbl — Ester — Ruder — Reet
Kern — Obst — Wein — Korf — Moor — Bad
Theodor Storm.



Burg Gudenau bei Godesberg am Rhein

Eine vollständig erhaltene Wasserburg aus dem 17. Jahrhundert / Sonderaufnahme für „Wort und Bild“.

Phot. Transocean



Ein gelungener Quersprung



Neue Wintersport-Akrobatis
Photos Transatlantic

Interessante Vorführungen eines Kunstsäuferpaars

Wie man bekannt wird!

Somoreske von Marg Stempel.

(Nachdruck verboten.)

Waldemar war ein junger Maler von sehr guten Manieren, sehr beachtenswertem Talent, aber sehr mäßigem Einkommen. Denn es wollte ihm durchaus nicht gelingen, in dem schönen Berliner Vorort, wo er sein Atelier so dürrig wie möglich eingerichtet hatte, bekannt zu werden und einen festen Kundenkreis zu gewinnen. Besuchen bei den besser gestellten Honoratioren des Orts oder gar den Geldproben abzustatten, die dort wohnten, verbot ihm seine schon fast polizeilich erwünschte Bescheidenheit, die nur noch von seiner Ausdruckslosigkeit in der Ernährungsfrage übertroffen wurde, wogegen er viel auf ein schütes Menschen hieß. Er lebte von einer winzigen Rente, die ihm seine verstorbenen Eltern hinterlassen hatten, und hungerte sich mit Ausland durch, wenn sie nicht ausreichte. Als und zu septe er bei einem Kunsthändler etwas ab und wandte dann einen Teil des Honorars dazu an, um seine Bereitwilligkeit, die Bewohner des Vororts auf der Leinwand abzulotenzen, im Ortsblättern durch eine Anzeige fundzum. Aber noch nie hatte sich jemand auf seine Anzeigen gemeldet, und so gab er es schließlich auf, an Stelle anderer Empfehlungen auf diesem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege bekannt zu werden.

Da trat plötzlich ein Ereignis ein, das ihn mit einem Schlag aus allen Nöten zur Höhe emporhob und seine höchsten Hoffnungen auf Anerkennung und Geldverdienst nicht nur erfüllte, sondern sogar weit übertrumpfte. Und das geschah wunderlicherweise so:

In der Aula des vorortlichen Gymnasiums war ein Rezitations- und Konzertabend zu wohltätigem Zweck angelegt, den der kunstbegeisterte Waldemar, da hervorragende Kräfte mitwirkten, zu besuchen beschloß. Er löste also eine Eintrittskarte, traf aber am Abend, da einige notwendige Besorgungen ihn nunmehr in Berlin aufgehalten hatten, etwas verspätet in seinem Vorort wieder ein. Die Aufführung des Programms war schon in vollem Gange, als er die Garderobe abgab und mit hastigen Schritten die Treppe zur Aula hinaufstieg. Auf dem Podium stand ein renommierter Vortragkünstler und verarbeitete gerade den Schillerschen „Handschuh“, als Waldemar leise die Saaltür öffnete. Aber, o Schreck, man hatte vergessen, sie gehörig zu schmieren, und so knarrte sie derselben, daß viele anständig lauschende Hörer sich unmutig nach dem geräuschvollen Störenfried umschauten.

„Auf tut sich der weite Zwinger,

delsanierte in diesem Augenblick der Vortragkünstler mit einer bedrohten Geste zur Saaltür hin.

Dieser pathetische Ausruf, der so sinnig zum Aufgehen der knarrenden Tür paßte, verwandelte im Nu den Unrat in Wohlwollen. Ein allgemeines Klichern hob an und aller Augen richteten

sich belustigt auf Waldemar, der seine schlanke Figur schüchtern hereinholte und auf den Gehenspitzen in den Saal trat.

„Und herein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt!“

rief mit donnernder Stimme der Vortragkünstler.

Ein schallendes Gelächter war beim Anblick Waldemars, der so gar nicht läwenhaft aussah, die Folge dieser Stimmbegrenzung, und es steigerte sich zur stürmischen Beiterkeit, als Waldemar verlegen unter der Wucht des ausbrechenden Beifallslatschens, das diesmal ausschließlich ihm galt, förmlich zusammenbrach.

Der Vortragkünstler fuhr mit gesteigertem Stimmaufwand sturmziehend fort, drang aber nicht durch; man sah ihm bloß noch die Lippen bewegen. Erst als nach minutenlangem Toben der Lörm etwas nachließ, war sein Organ wieder vernehmbar. Er war schön, ohne daß man's gemerkt hätte, kein Eigentier angelangt. Waldemar benötigte diese günstige Gelegenheit, um sich seithwärts hilflos auf einen leeren Stuhl zu ducken.

„Drauf streckt er sich murrend
zur Seite nieder.“

bestätigte düster der Vortragkünstler.

Das genügte, um das Publikum, das noch immer Waldemars Bemühn, nicht mehr aufzufallen, scharf im Auge hatte, zu einem neuen Lachsalat hinzureißen. Der Vortragkünstler konnte erst nach langerer Pause sein Pensum ingestört fortfegen und erntete, als er das Gedicht glücklich zu Ende gebracht hatte, einen so ungeheuren Applaus, wie ihn Schillers „Handschuh“ wohl noch nie erzielt hat. Es war aber klar, daß man den Löwenanteil dieses Applauses aufs Konto Waldemars zu verbuchen hatte.

Der junge Maler war überhaupt der Löwe des Abends geworden. Man erkundigte sich von allen Seiten nach seiner Person, sein Name flog von Mund zu Mund, und als die große Pause kam, war er populär, ob er wollte oder nicht. Dutzende von anmieteten jungen Leuten stellten sich ihm vor und beglückwünschten ihn zu dem humorvollen Erlebnis, man zog ihn überall ins Gespräch, und endlich entführte ihn ein reicher Fabrikbesitzer ans Büfett und traktierte ihn mit Sekt und Kaviar. Er belebte ihn auch weiter mit Beschlag, machte ihn mit wohlhabenden Freunden bekannt und bestellte ihn zum nächsten Tage, da er Gefallen an dem netten Jungling fand, in seine Villa, um dort die Kinder des Hauses, im ganzen fünf, in Del zu verehren. Waldemars Glück schien gemacht!

Schien es nicht nur, sondern war's. Als ich ihn gestern besuchte, hatte er alle Hände voll zu tun, zeigte sich aber sehr aufgeräumt und bot mir eine vorzügliche Zigarre wie ein nicht minder vorzügliches Glas Portwein an. Sein Atelier war mit Versertepichen und anderen kostlichen Dingen neu aufgeputzt, und seine ursprüngliche Schlankeit schon einer gelindnen Corpulenz gewichen. Ja, wenn man als Künstler erst bekannt ist! Wie man's wird, ist ja am Ende egal

Einstellung / Von Karl Wizel, Darmstadt

(Nachdruck verboten.)

Maria Becker stammte aus dem Hause eines Geschäftsmannes. Ihr ruhiges Leben floß ihr Leben dahin. Ihre Wünsche konnte sie alle befriedigen, da immer genügend Geld in der väterlichen Kasse vorhanden war. Gar oft hätte sie heiraten können. Viele Freier stellten sich ein. Doch ihr Herz ließ sie sprechen, und dies teilte Maria aus. Hoffnungstrunken waren sie gekommen, bekümmert zogen sie von dannen. Alle Vorzüge hatten ihr nicht genügt, ihr Jawort zu geben. Wohl konnte sie sich, da sie alle begütert waren, ein sorgenfreies Leben ausmalen. Doch sie vermochte sich keineswegs zu entschließen.

Da trat ein junger Mann in ihren Kreis. Durch einen Bekannten eingeführt, erwarb Georg Voix vom ersten Augenblick an ihre Gunst. Aus dem anfänglichen Interesse wurde eine tiefstinnige Herzensliebe. Mit seiner Person hatte sie auch seinen Beruf lieb gewonnen. Wohl war es ihr von vornherein klar, daß mit seinem Gehalt als Beamter hausgehalten werden mußte, was ein kleines Kunststück bedeutete. Zu dem alten Grade durfte nicht mehr mit dem Gelde gewirtschaftet werden. Mit geschwellten Segeln trieben sie in den bewußteten Hafen der Ehe.

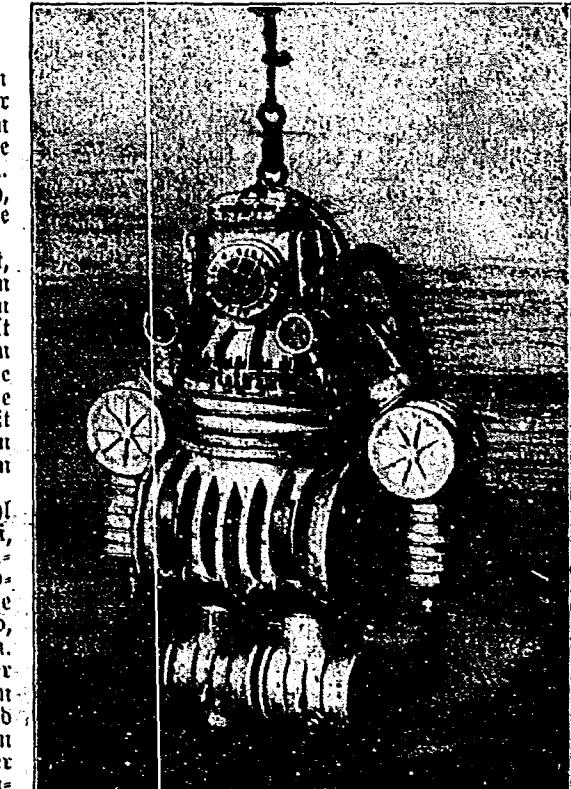
Der junge Gemahl wußte, daß es schwierig sei, sie in das neue Leben einzugehören. Da nun monatlich eine gewisse Summe Geld zur Verfügung stand, hielt es sich einzurichten. In der ersten Zeit griff er wohl oder übel zu seinem paar Spargroschen und zog manchen von diesen zu. Mit Schrecken sah er seinen Bestand zusammenziehen. Er hat dieses Opfer — Geld aufzugeben ist immer Opfer — gern gebracht, um einen harmonischen Übergang zu schaffen. Nach und nach wurde die monatlich abgehobene Summe immer kleiner, und zuletzt mußte das Einkommen reichen. — Die junge Frau schrubbte ihre Ansforderungen an das Leben beträchtlich herab, ohne daß es ihr schwer wurde.

So rollte Tag um Tag in steter Eintracht dahin.

Später gab der junge Familienvater ihr Aufschluß.
„Ich wußte“ antwortete sie, „daß ich mir in der Ehe manches abstreichen müsse, denn unser Gehalt beschrankt unsere Ausgaben. Aber nie habe ich geglaubt, daß das Leben derartig teuer ist. In meinem Elternhaus, wo es aus vollen Taschen ging, bin ich mir dessen nie bewußt geworden. Danach muß ich dir sein, daß du es so meisterhaft verstanden hast, die tiefe Kluft zu überbrücken. Jetzt, da ich davon gewöhnt bin, fällt es mir nicht mehr schwer. Eines trostet mich, es gibt ja so viele Leute, die noch weniger Einkommen haben als wir und die auch auskommen müssen. Es ist nur eines notwendig: die Einstellung!“



Krieg und Frieden im Tierreich
Unter Bild links zeigt eine erregte Ehe-Debatte zwischen Herrn und Frau Seelowe (Atlantic). Rechts dagegen sieht man Mensch, Hund, Edwan und Tiger in friedlicher Gemeinschaft



Terraphot

Jubiläum!

Roman von Hans Arnold

Copyright by Gutenberg Druckerel und Verlag G. m. b. H. 1924

Alle Rechte, besonders die der Übersetzung, Dramatisierung und Verfilmung vorbehalten.

(Nachdruck verboten.)

7. Fortsetzung



in Fenster stand weit offen, daß die kalte Frühlingsluft ins Zimmer strich. Und über die Wiege des Kindes hin, wie vom Sturm niedergeworfen, lag die baumstarke Gestalt des Führmanns, regungslos, nur von Zeit zu Zeit von jenem tiefen tränenseligen Schluchzen erschüttert, wie es die höchste Qual hervorbringt. Der Doktor machte zuerst behutsam das Fenster zu, „das Kind!“ sagte er leise vor sich hin — dann näherte er sich der Wiege und legte dem verzweifelten Mann die Hand auf die Schulter. „Schmidt!“ sagte er, so sanft, wie man es seiner Stimme nie zugetraut hätte, „na, Schmidt, was ist denn geschehen? Ist das Kind gestorben?“

Der Mann fuhr auf und sah den Sprecher mit wilden grämverstörten Augen an.

„Ist das Kind tot?“ fragte der Doktor noch einmal.

„Da rang sich das erste Wort aus der Brust des Führmanns. „Ah, wär's doch tot!“ rief er dumpf und mit leidender Stimme, „und ich dazu — wir beiden verlassenen Kreaturen!“

„Wo ist denn Eure Frau?“ fragte der Doktor weiter, der immer noch den Zusammenhang nicht begriff.

Der Mann richtete sich ganz in die Höhe.

„Ja, wo ist sie? Wo ist sie, Herr Doktor, mit dem Matrosen aus der Parade drüber, weg von mir und dem Kind, von dem kleinen, starken Kind!“

Ein Strom von Tränen, der bei den Worten aus seinen Augen brach, löste die sichtbare Spannung der letzten Stunden und der Doktor kannte die wohlwärtige Wirkung dieser Tränen viel zu gut, um ihnen nicht ihren Lauf zu lassen.

Erst als der Führmann sich mit dem rauen Handrücken trocknete, nahm der Arzt mit leiser Stimme das Wort.

„Das ist hart, Schmidt, gewiß, das ist hart; und ich fühle es mit Euch, das wißt Ihr!“

Der arme Mensch sah dankbar auf, und die beiden Männer saßen stumm nebeneinander, wohl eine Viertelstunde lang. Dann begann der Führmann: „Ja, Herr Doktor, daß ich das erleben muß! Auf Händen hab' ich sie getragen — und sie!“

Der Doktor fuhr sich über die Augen. „Denkt an das Kind, Schmidt!“ sagte er tröstend, „dem seid ihr jetzt doppelt nötig; seht nur, wie's nach Euch langt!“

Der verlassene Mann trat zu der Wiege und fuhr dem Kind mit der Hand über's Gesicht; da griff es mit seinen winzigen Fingern nach dem großen Finger des Vaters und hielt ihn fest.

„Da seht Ihr, wie's Euch braucht!“ sagte der Doktor milde, „ich muß weiter, so leid mir's tut! Ihr bleibt ja aber nicht allein, und ich komme heute noch vor. Gott behü't Euch, Schmidt, paßt nur auf das Kind auf! Gebt ihm regelmäßig seine Tropfen, ich verlasse mich auf Euch!“

„Dann hat er was zu tun,“ brummte er vor sich hin, als er das Haus verließ. Im Flur hielt ihn die alte Frau noch einmal an; er blieb halb wider Willen stehen, weil er sah, wie es ihre das Herz abdrückte, zu sprechen.

„Ja, seien Sie, Herr Doktor,“ begann sie auf seine Frage, wie denn das gekommen sei, „die Männer sind eben auch dummi, und sehen den Wald vor Bäumen nicht! Der Schmidt den ganzen Tag unterwegs — die Frau, hübsch und jung, wie sie ist, allein — und der von drüber, der insame Kerl, hier auf Urlaub — hat den ganzen Tag nichts zu tun! Na, der Schmidt ist ein ordentlicher Mann, wie man ihn sich mit der Laterne suchen kann. Aber am Ende — was will man sagen, Herr Doktor! Unauslöschlich ist er und wohl 20 Jahre älter als seine Frau, und der andere

ein bildhübscher, junger Kerl, na, er kann sich eigentlich nicht wundern!“ Der Doktor nickte schweigend und ging seiner Wege.

„Er kann sich eigentlich nicht wundern!“ sagte er vor sich hin, „nicht mehr jung und nicht hübsch — und der andere ein bildhübscher, junger Kerl! Und jetzt die leere Stube und der verlassene Mann — und er kann sich nicht einmal wundern!“

Der Doktor seufzte so schwer auf, daß es fast wie ein Stöhnen klang; und den ganzen Morgen bei allen Krankenbesuchen und aus allen Wegen konnte er das Wort nicht los werden: „er kann sich eigentlich nicht wundern!“

„Und was geht es mich im Grunde an?“ fragte er sich in einer Art dumpfer Grübelei.

Inzwischen lag Renate noch und schlief so tief und schwer, wie man nach der größten körperlichen Ermüdung zu schlafen pflegt. Die Senatorin saß schweigend neben ihrem Bett und hörte den Schlaf, der nun schon bis in die Mittagsstunde hineinging. Das Gesicht der alten Frau war seltsam ruhig geworden, sie hatte sich gesagt, daß etwas geschehen müsse.

Als jetzt die Tür leise aufging und das Mädchen den Kopf hereinstieckte, um im Flüsterton zu melden: der junge Herr Baron sei schon zum drittenmal da, um sich nach dem Besinden der Frau Doktorin zu erkundigen und wollte sie selbst gern sprechen, da stand die Senatorin auf und verließ das Zimmer.

„Du brauchst nicht zur jungen Frau hineinzugehen, Christine,“ sagte sie leise, „sie schläft sehr fest und gut, ich denke, sie soll ruhig fortschlafen, bis ich wiederkomme!“

Rhaden war von dem Mädchen in das Wohnzimmer gewiesen worden, welches er gestern in so stürmischer Aufregung verlassen hatte. Er stand nun schon seit mehreren Minuten wartend am Tisch und sein Blick flog gedankenlos durch den Raum, den er noch nie so leer gesehen hatte und der ihm seltsam verödet schien. Und wer trug die Schuld, wenn er wirklich verödet, vielleicht nicht äußerlich, nicht durch irgendwelche merkbare Katastrophe, aber durch ein innerliches Verderben und Erkalten, durch eine Herzengröde, welche schlimmer ist als jede äußerliche Einsamkeit?

Vier Menschenleben standen auf dem Spiel, Leben in der tieferen Bedeutung! In der Waschschale lag auf der einen Seite der Frieden eines Hauses, die Herzensruhe eines braven Mannes und einer reinen Frau, das gesegnete Alter einer Mutter, schwiegernde Dinge! In der anderen Schale aber lag eine Leidenschaft, der freilich im Augenblick alles gleichgültig schien gegen die Existenzberechtigung, der die ganze Welt in Flammen die richtige Beleuchtung geschaffen hätte, aber die ebenso schnell verlöschen konnte, wie sie entbrannt war — und was blieb in der Waschschale? Ein Häuschen Asche, das ein Windhauch in die Welt trägt, und dem niemand ansieht, was für friedliche Wohnstätten es waren, die jenes verflackerte Feuer mit seinem heißen Atem zerstört hatte.

Der junge Mann schaute zusammen in der Frühlingssonne, die mächtig und ernst ins Fenster sah, ernst in aller Lieblichkeit, weil sie so unaussprechlich rein war!

Ein leises Geräusch an der Tür ließ ihn sich umwenden, die alte Frau Senatorin stand vor ihm. Sie grüßte ihn ruhig und freundlich.

„Es geht meiner Schwiegertochter besser,“ sagte sie auf seine hastige Frage, „und wenn Sie es wünschen, will ich sie gern von Ihrem Besuch benachrichtigen. Es könnte aber ein Weilchen dauern, und mein Sohn ist noch auf Praxis. Vielleicht lesen Sie inzwischen hier ein wenig!“

Damit legte sie ein aufgeschlagenes Buch auf den Tisch am Fenster, und ging so still hinaus, wie sie gekommen war.

Rhaden näherte sich gedankenlos dem Tischchen und ließ sich auf dem Sessel nieder.

(Fortsetzung folgt.)

so verständlich durch den „Ding“ verhafsten lassen). Besonders überraschend ist die Herleitung der Redensart „am Hungertuch eingegeben“: Hungertuch heißt ein gefüllter Vorhang, der früher in katholischen Kirchen zwischen Chor und Altar aufgehängt wurde, um die Fastenzeit anzugeben. Das Wort „nagen“ bedeutet hier „nähen“ (altdutsch: najan).

Gemäß solcher Beispiele, es ließen sich Hunderte anführen. Sie zeigen, wie im Wort das Bildliche walte, wie die sprachliche Phantasie immerfort neubildend am Werke ist, auch wie sie manchmal durch die Schlichtheit von Wörtern zu Misdeutungen gelangen ist und sich mit Schleim oder Unklarem aufreden geben

Aus deutschen Gauen



Der Balkon im Winter

(Nachdruck verboten.)

Dass man im Winter seinem Balkon auch einen grünen Schmuck geben kann, dürfte vielen Blumen- und Pflanzenfreunden noch nicht bekannt sein.

Wenn im Herbst die ersten starken Nachtfroste den Ast der sommerlich bepflanzten Balkonäste zerstört haben, also Blüten und Blätter schwarz und unansehnlich geworden sind, nimmt man die Räste herein und bringt sie in einen hellen Raum, der höchstens 1-5°C aufweist; darin können die mit Dauergrünästen, wie Fuchsien, Petargonien, Chrysanthemen, Kalzolarien bepflanzten Äste am besten überwintern.

Auch Topfpflanzen dieser Blumenarten sollten in dieser Temperatur überwintert werden, wärmere Räume sind auf alle Fälle zu vermeiden, denn darin kommen sie nicht zu der Ruhe, die auch sie, wie die Gewächse des Freilandes (Obst- und Ziersträucher, sowie Standen) während des Winters so nötig gebrauchen. Diese Überwinterungsart, deren kurze Erwähnung hier nicht zu umgehen ist, gilt auch für die anderen sogenannten harten Gewächse wie Erythrina, Lorbeer, Nussbaum, Hortensien, Agapanthus, sowie andere Dekorationspflanzen in Töpfen und Kübeln, die teilweise auch beim Balkonschmuck während des Sommers Verwendung finden.

Wer aber die Fuchsien, Petargonien (Geranien) usw. in Töpfen überwintern will, der muß sie sorgfältig aus den Balkonästen nehmen, unter Schonung von Erde und Wurzelballen in Töpfen pflanzen und sie auch kühl und möglichst trocken überwintern.

Es sei hier ausdrücklich betont, daß die in kühlen Räumen zur Überwinterung stehenden Pflanzen recht vorsichtig und nur, wenn sie trocken sind, gegossen werden dürfen; Geranien braucht man im Winter sogar nur alle 4-5 Wochen zu gießen.

Nun gibt es aber auch Balkonäste, die nur mit einjährigen Sommerpflanzen, wie Winden, japanischem Lotos, Kapuzinerkresse, wohlbefriedenden Wicken, Gedelen, Salicornien, Asteri usw. bepflanzt waren; sie wurden schon von ganz leichten Nachtfrosten (1°)

vernichtet und können daher samt der Erde sofort auf den Komposthaufen geworfen werden. — Sind nun aus diese oder jene Art unsere Blumenäste frei, d. h. leer geworden, und legen wir Wert darauf, daß unser Balkon bzw. der Platz vor dem Fenster im Winter auch einen Schmuck erhält, der natürlich nur aus immergrünen Sachen und nicht aus Blumen bestehen kann (die Geschmackslosigkeit des Belebens der Rästen mit künstlichen farbigen Blumen sollte auf alle Fälle nicht nachgeahmt werden), dann geben wir unseren Häusern, deren ganze Rückerturbheit im Winter besonders krass zutage tritt, auch einen Winter-

schmuck, der allerdings trotz seines hohen Reizes leider viel zu sehr vernachlässigt, vielleicht auch zu wenig bekannt ist. — Daß grün geschmückte Balkone und Fenster zur Verhönerung des Straßenbildes beitragen, müßte den Stadtverwaltungen, dem Fiskus und den Behörden erst recht zum Bewußtsein kommen und ihnen die Unterstützung des Winterschmucks unserer Häuser zum selbstverständlichen Bedürfnis machen.

Für die Winterpflanzung der Balkone ist die Erneuerung der Erde nicht nötig, weil die Pflanzen nicht wachsen, sondern nur ihre grüne Farbe erhalten sollen. — Über gegossen müssen die Pflanzen noch werden, schon weil dauernder Frost das Erdreich stark anstrengt, man gieße jedoch nur bei Tauwetter. — Die Auswirkung der Pflanzen ist natürlich nur gering; die wichtigsten und dankbarsten seien hier erwähnt. *Picea excelsa* (Sichte), *P. pungegensis* (Blautanne), *Chamaecyparis Lawsoniana* (Lebensbaum-Bypresse mit blaugrüner Bezugsfarbe) und die ihnen verwandten Arten *Chamisiéra plumosa* mit dunkelgrün gekräuselten Zweigen, *aurea* mit goldgelber und squarrosa mit silbergrauer Farbe, sowie die tierliche Hemlocktanne *Tsuga canadensis* und der Überwacholder *Juniperus sabina*. Hübsch macht sich auch der gewöhnliche, dunkelgrüne Eibenbaum *Taxus baccata*, der goldgelb gefärbte abendländische Lebensbaum *Thuja occidentalis lutea*, sowie der baumartige Buchsbaum *Buxus arborens* in Buchs- und Pyramidenform. Aufallend durch schöne glänzendgrün, später braunfarbende Blätter ist *Mahonia aquifolia*. — Auch die prächtige Heideerde *Erica gracilis* hält sich bis lange in den Winter hinein und rust durch die rosenroten Blüten, zwischen denen Grüne der oben erwähnten Pflanzen (die aus der Familie der Nadelholzer stammen), eine großartige Wirkung hervor.

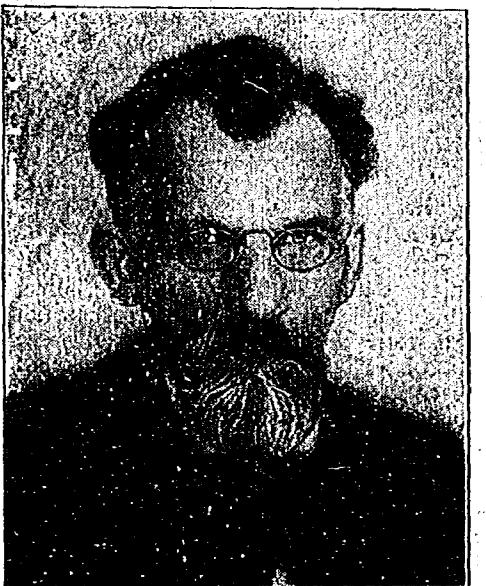
Aber auch Efeu und immergrün eignen sich für diesen Zweck ebensogut, wie auch andererseits das Bestehen oder Belegen von mit Erde gefüllten Behältern mit Zweigen obengenannten immergrünen Gewächse eine einfache, billige Art des Balkonschmucks darstellt. — Ferner bilden die mit ihren lieblichen roten Beeren besetzten Zweige der Stechpalme und einzelne mit Bäumen verschneite Nadelholzäste einen willkommenen Schmuck und eine farbenreiche Abwechslung in der Winterdekoration unserer Balkone.

Von Laubsträuchern, die sich für den Winterschmuck gut eignen,

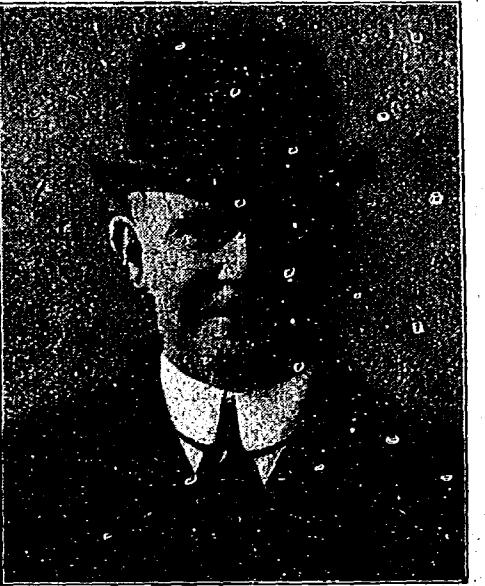
seien der Vollständigkeit halber noch erwähnt: die Ziergewißel

Cotoneaster microphylla, ferner der japanische Pfaffenhut *Erythronium japonicum* und der wunderliche Pfaffenhut *Erythronium radicans* sowie die Rainwaide *Ligustrum ovalifolium*.

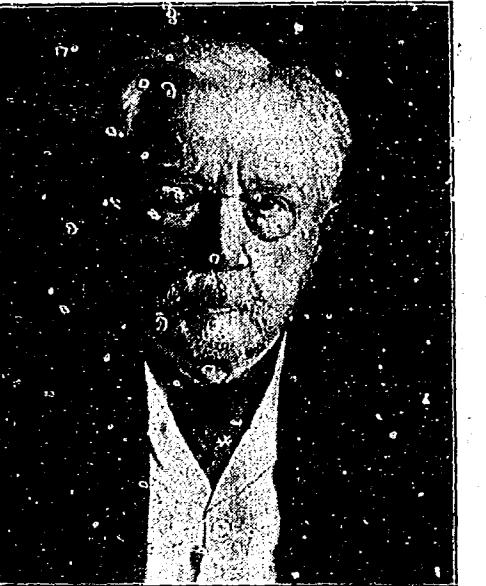
Damit ist die Liste der besten, für die winterliche Ausschmückung unserer Balkone usw. in Betracht kommenden Gewächse erschöpft, und es ist nun zu wünschen, daß diese Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen und recht viel Gebrauch davon gemacht wird. — Fast vergessen hätte ich, noch daran zu erinnern, daß die mit Grün geschmückten Balkone nebenbei auch die schönen Futterplätze für unsere hungrigen Vögel sind. — Wenn auch der freche Spatz als hässiger Gast sich einstellen wird, um von reichgedeckter Tafel sich eine Mahlzeit zu holen, so werden aber auch Kind und Meise und Hänsling diese Plätze sehr erspähen, und vom sicherer, warnen Zimmer aus können Erwachsene und Kinder das muntere Treiben der gesiederten Viehs beobachten. Damit ersättigt der Balkonschmuck im Winter einen doppelten Zweck.



Professor Dr. Hans Pfitzner, der berühmte Komponist und Dirigent, ist zum Ritter des Ordens Pour le mérite für Wissenschaft und Kunst ernannt worden. Kestner & Co.



Staatssekretär Dr. Lewald, dem Präsidenten des Deutschen Reichstags für Bildung, ist von der Universität Bonn die Würde eines Doktors der Rechte ehrenhalber verliehen worden.



Generalleutnant Eric v. Petersdorff, ein Kämpfer der Feldzüge 1866 und 1870/71, feierte seinen 90. Geburtstag.

Das Bild im Wort

Von Dr. Bruno Wille. (Nachdruck verboten.)

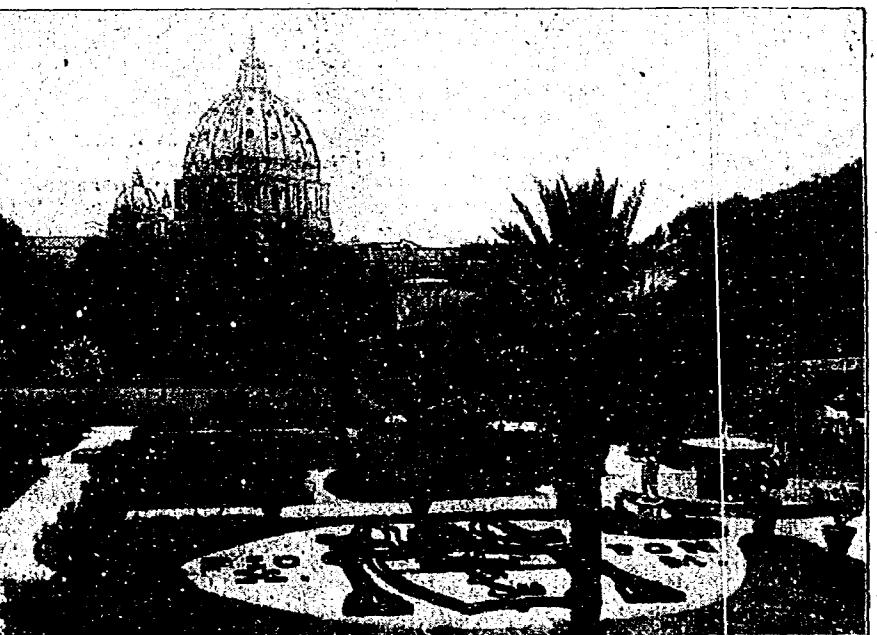
„Wort und Bild“ nennt sich unsere Zeitschrift, und dieser Titel bezeichnet die deutlichsten sowie die bedeutsamsten Erlebnisse, die durch unsere ehesten Sinne, durch Auge und Ohr, unseres Geist übermittelt werden. Nicht bloß dem einzelnen, sondern allen, die zu hören und zu schauen, also einer Gemeinschaft von Menschen — was zur Folge hat, daß vornehmlich Wort und Bild die Verständigung in der menschlichen Gesellschaft zu stande bringen, daher die stärksten Sozialmächte sind. Weil nun diese Geschwister, das Bild und das Wort, im gleichen Sinne walten, kann jedes sich im andern wiedergefinden: Das Wort zeigt, was im andern sinnlich Empfundenes, enthaltet da her ein Bild, eine Nachbildung; anderseits „spricht“ das Bild zum Schauden, enthält stumme Worte. So begreifen wir, daß die primitivste Sprache, wie sie zwischen völlig fremden Menschen angewandt wurde, Gehör- und Bildersprache ist; und weil diese aus lauter Klatschungen besteht, hat die Ursprache eines jeden Volkes etwas besonders Eindrucksvolles, Poetisches. Die ursprüngliche Sprache aber war bei allen Völkern eine Bilderschrift; aus Bildern haben sich die Wortzeichen, dann die Lautzeichen entwickelt.

Das sinnliche Erlebnis, das ursprünglich in der Sprache zu anschaulicher Mitteilung gelangte, das Bild im Worte, ist heutzutage oft unbedeutend geworden. Wenn Schopenhauer bemerkt, „alles Ur-Denken geschieht in Bildern“, so hat er recht, und zur Vollständigkeit wäre hinzuzufügen: das moderne Denken hat etwas Unbedeutendes, vom Sinnlichen Losgelöstes (Abstraktes); und zwar deshalb, weil in den vielen Jahrtausenden der Sprachbildung sich manche Worte abgeschlossen haben — wie Münzen, wenn sie von Hand zu Hand gehen, allmählich ihr Sprache verlieren. Wo es aber gelingt, das verwachsene Bild wieder anschaulich zu machen, ist das erfreulich wie die Entdeckung eines verschütteten Altertums. — Dass alle Worte — wie Verfasser behauptet — ursprünglich auf



Beethovens Klavier aus dem Jahre 1796, auf dem er zahlreiche seiner Meisterwerke komponiert hat, ist nach manifaschen Schätzungen von Duren gelangt, die mit diesem denkwürdigen Instrument eine große Konkurrenz angestreben hat.

als hochdeutsche „Sinn“ heißt reisen, einen Weg machen. Allmählich nahm es die vergeistigte Bedeutung an: nachdem ein Ziel verfolgt, seinen Gedanken nachzuhängen. Außerdem bedeutet „Sinn“ oft den vom Sprechenden durch sein Sinnen erfassten geistigen Gehalt (Sinn einer Rede oder eines Buches, Sinn des Weltganzen, das einem ratschönen Buch gleich). Der Sinn einer Tätigkeit ist manchmal gleichbedeutend mit ihrem Zweck; daß „Zweck“ ebenfalls ein symbolischer Ausdruck ist, wird heutzutage kaum bedacht. „Zweck“ meint ursprünglich den Zielpunkt beim Scheibenschießen, den man durch einen ins Zentrum geschobenen Holzbalken, eine Zwecke, markierte. „Schweden“ verwendet der Schuster, „Reisgweden“ der Zeitnehmer. Durch Übertragen auf das gedankliche Bild ist aus dem sinnlichen Konkretum „Zweck“ ein philosophisches Abstraktum geworden. So enthalten wohl alle schwierigen Begriffe der Philosophie einen Ausschauungstermin, der einfach auf ein sinnliches Erleben zurückführt, also symbolisch zu verstehen ist. Und derartige Urbedeutungen philosophischer Worte mahnen uns, daß alles Sinnen nach Weltanschauung bescheiden sein sollte, eingedrungen der Ausdruck „Hagelholz“. Mit „hager“ und „stolz“ hat er nichts zu tun, sondern kommt von „Hag“ und dem gotischen „stoldan“ her, und das heißt besiegen. Das angelsächsische „hagustaleld“ bedeutet den Bewirtschafter eines Hags, d. h. eines unbedeutenden Nebengutes der Familie. Das Hauptgut ging nach althermanischen Rechten auf den Erstgeborenen über, während jüngere Söhne oft so geringe „Hage“ bekamen, daß sie sich nicht verheiraten konnten. — Das Wort „ausmerzen“ ist von den Schäfern geschaffen, die im Frühlings ungeeignete Schafe aus der Herde aussondern, indem sie ihnen mit roter Farbe ein „Merkt“ geben. Vielleicht geschah dies häufiglich im März. Ebenfalls Schäfer haben die Redensart ausgebracht: „Biel Gescheit und wenig Wolle“. Nicht ist ihnen zuzutrauen, daß sie gerade von spärlichen Wollschäfen viel Lustheds gemacht hätten; sondern „Gescheit“ bedeutet hier „Gescheit“ und will gesagen: großmäuliger Scherer richten wenig aus. Wahrscheinlich nicht aus der Schäferei stammt der Ausdruck „ein Schaf in istrode bringe“; vielmehr von plattdeutschen Schäfern: „in Schafeien (Schiffchen) ins trodene bringen“ (auf den Strand oder in den Hafen). — „Er weiß, wo Barthel den Most holt“; diese Redensart könnte der Gaunerprache entnommen sein, die unter „Barthel“ das Brechen versteht, unter „Most“ (niederländisch maot) Geld. Aber man hat auch auf die plattdeutsche Fassung hingewiesen: „he weet, wo Bartheld de Mus herhält; Bartheld ist ein altdänischer Name für den Storch, und „Mus“ kann Kindchen bedeuten. — „Alle guten Dinge sind drei“ ist eine Formel aus althermanischer Rechtslage; „Ding“ die gerichtliche Volksversammlung, und dreimal wurde der Angeklagte vorgeladen. — Auch der Ausdruck „dingfest machen“ wird



Das Heilige Jahr 1925 in Rom. Eine seltene Aufnahme: Blick auf die berühmten Gärten des Vatikans. Im Hintergrund die Kuppel von St. Peter.

Volk im Verlehr mit dem andern Bezeichnungen übernommen hat, oder weil oft mehrere Völker Zweige desselben Urworts sind, also Sprachen haben, in denen die alte Verwandtschaft noch an gemeinsamen Wörtern hervortritt. „Zwei“ bedeutet ursprünglich den Ort, wohin das Vieh getrieben wurde (ein Beweis, daß dem Ackerbau das Viehweiden voranging); althochdeutsch lautet das Wort „ackar“, gotisch „akrs“, altnordisch „aki“, angelsächsisch „acer“, indisches „ajra“ (Tritt, vom indischen „nag“ = treiben). Als der Römerbau teilweise die Viehwirtschaft verdrängt hatte, blieb die alte Bezeichnung bestehen.

So kann uns die Sprachforschung Einfälle eröffnen in kulturelle Verhältnisse der

Vergangenheit. Besonders in das berufliche Einzelne Volkschichten, von denen entsprechende Wörter und Redensarten geprägt wurden. Neben den Ackerbauern haben natürlich Hirten, Jäger, Soldaten, Handwerker wie auch bürgerliche Juwelen, ja alle Stände der mittelalterlichen Gesellschaft den Schatz unserer Muttersprache bereichert. Von den Juwelen stammt der Ausdruck „Hagelholz“. Mit „hager“ und „stolz“ hat er nichts zu tun, sondern kommt von „Hag“ und dem gotischen „stoldan“ her, und das heißt besiegen. Das angelsächsische „hagustaleld“ bedeutet den Bewirtschafter eines Hags, d. h. eines unbedeutenden Nebengutes der Familie. Das Hauptgut ging nach althermanischen Rechten auf den Erstgeborenen über, während jüngere Söhne oft so geringe „Hage“ bekamen, daß sie sich nicht verheiraten konnten. — Das Wort „ausmerzen“ ist von den Schäfern geschaffen, die im Frühlings ungeeignete Schafe aus der Herde aussondern, indem sie ihnen mit roter Farbe ein „Merkt“ geben. Vielleicht geschah dies häufiglich im März. Ebenfalls Schäfer haben die Redensart ausgebracht: „Biel Gescheit und wenig Wolle“. Nicht ist ihnen zuzutrauen, daß sie gerade von spärlichen Wollschäfen viel Lustheds gemacht hätten; sondern „Gescheit“ bedeutet hier „Gescheit“ und will gesagen: großmäuliger Scherer richten wenig aus. Wahrscheinlich nicht aus der Schäferei stammt der Ausdruck „ein Schaf in istrode bringe“; vielmehr von plattdeutschen Schäfern: „in Schafeien (Schiffchen) ins trodene bringen“ (auf den Strand oder in den Hafen). — „Er weiß, wo Barthel den Most holt“; diese Redensart könnte der Gaunerprache entnommen sein, die unter „Barthel“ das Brechen versteht, unter „Most“ (niederländisch maot) Geld. Aber man hat auch auf die plattdeutsche Fassung hingewiesen: „he weet, wo Bartheld de Mus herhält; Bartheld ist ein altdänischer Name für den Storch, und „Mus“ kann Kindchen bedeuten. — „Alle guten Dinge sind drei“ ist eine Formel aus althermanischer Rechtslage; „Ding“ die gerichtliche Volksversammlung, und dreimal wurde der Angeklagte vorgeladen. — Auch der Ausdruck „dingfest machen“ wird



Das Heilige Jahr in Rom: Papst Pius XI. Phot. R. Sennecks

etwas Sinnliches hinbekommen, kann Zweifel und Widerspruch erregen bei Leuten, denen der Gedanke vorzuschwebt, daß unser Erleben doch nicht bloß Sinnlichkeiten enthält, sondern auch Gefühle seelischen Charakters sowie emotionale Geistigkeiten, und daß unsere Sprache doch auch für dieses „über sinnliche“ Gebiet Bezeichnungen hat. Ein berechtigter, indessen nicht stichhaltiger Einwand. Außerdem gibt es Bezeichnungen für verschiedene Formen des Innenselben. Aber all diese sind sinnliche Zeichen, die das Neinige nur andeuten können. Die Sprachwissenschaft hat dafür den Namen Symbol oder Sinnbild und versteht darunter ein Bild, das keine bloß sinnliche Wahrnehmung wiedergibt, sondern in Verbindung damit darin ausgedrückt etwas „vergötigt“, wie man es im Deutschen über „vergötigt“ ausdrückt. Sein innerliches Ichselben hat jeder einzeln für sich allein, aber die sinnfällige Außenwelt erleben wir gemeinsam. Weil also der einzelne seine Geistigkeiten zunächst heimlich hat, ist er, um sie dem Mitmenschen mitzuteilen, darauf angewiesen, sie auf Sinnfälligkeit zu beziehen, die ihnen einigermaßen ähnlich sind. Will er zum Beispiel ausdrücken, sein bisher verworrenes Denken sei zur Klarheit gekommen, so vermag er das eben nur durch den Vergleich seiner Innerlichkeit mit Befähigungen der Außenwelt. Befähigt zeigt er mit verdrossener Miene ein Kirchspiel von Häuden vor, bringt sie dann in Ordnung und äußert Freude über solches Gelingen; oder gen Himmel deutet er, wo aus schwierigem Gewölt die Sonne hervorbricht, glättet seine Stirn und lächelt. Solche Bevölkerungsprache ist dem Beobachter verständlich. Sonne, Licht, Flamme bedeuten allen Völkern Erfahrung und Wahrheit. Das Wort „Kunst“ ist das heutzutage einen rein sinnlichen Inhalt hat, bedeutet im Mittelhochdeutschen etwas Sinnfälliges, nämlich den Schutt eines zerstörten Hauses — und das ist ein treffendes Sinnbild; in zerstörten Häusern, in den Trümmern seines Lustschlosses wütet der bestimmte Grubler. „Gruben“ bedeutet Gruben machen, aus der Erde verborgenes heranzubringen; und so gräbt ein Sinnender, um zu finden, wonach er sucht. Auch das Wort „Kunst“ malt ursprünglich etwas äußerlich Beobachtetes; das